

Rede anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „Sascha Berretz, Ruri Matsumoto, Fritz Winter. Malerei“, galerie freitag 18.30, Aachen, 6. November 2015

Die Bilder des Malers Fritz Winter (1905–1976) tragen Titel wie „Rot rechts“, „Weiß hinter Rot“, „Weiß von oben und Rot“ oder auch „Verklingendes Blau“, „Kommendes Rot“ oder „Kalt“. Es sind deutliche Beschreibungen dessen, was auf ihnen zu sehen ist. Es sind Zustandstitel, Wahrheiten, die durch das jeweilige Bild bewiesen werden. Auf einer farbigen Fläche, die (noch) kein Raum ist, sondern nur eben Fläche, entwickeln sich merkwürdig ausgefranste, an ihren Rändern sich auflösende oder in einer eigenartig rechtwinkligen, kristallinen „Wucherung“ farbige Formationen, die teils formatübergreifend ineinander schwimmen oder so vereinzelt auftreten, als blühten sie gerade aus der Fläche heraus auf oder wüchsen in sie von außen hinein.

Erst diese Formationen bestimmen die hinterlegte Fläche als Raum, durch ihren Widerstand – sowohl farblich als auch in ihrer Bewegtheit und Ausrichtung – und geben ihm eine assoziative Berechtigung.

Sie selbst aber sind nur das, was sie sind, farbige Bänder, flächige Winkel oder gestreckte Rechtecke, sie sind weder Architekturen noch Symbole und auch keine Konturen einer definitiven Funktionsform (als da wären einer Landschaft, eines Hauses oder vielleicht einer [menschliche] Figur).

Vielleicht wurde ja deshalb von manchen Bildern Fritz Winters gesagt, es sei ihnen inhaltlich eine „Läuterung“ widerfahren, so dass sie „ernst“ oder gar „fromm“ wirkten¹.

1935 äußerte Winter, die Geschichte der Kunst sei „*ein einziges ringen mit dem schein und der wahrheit dieser welt*“.²

In seinen Werken war die Wahrheit stets präsent, denn es ist, was es ist, nicht mehr und nicht weniger. Damit besetzt er eine sehr eigene, fast genuine Position in der Kunst. Doch Fritz Winters Bedeutung für die deutsche Kunst allgemein und vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg wird für mein Dafürhalten immer noch viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. – Mal ehrlich, wer von Ihnen kannte den Namen Fritz Winter bereits, bevor er heute Abend hierher kam? – Seine teils lyrischen, teils auch sehr rational wirkenden abstrakten Kompositionen indes sind wahre Fundgruben für all jene Liebhaber der Kunst, die in dem Betrachten von Bildern nicht nur einen adrenalinfördernden Leistungssport oder aber schöne bunte Ablenkung vom Alltagsgrau sehen, sondern denen das Bilderansehen zu mehr Gefühl und neuen Ideen und einer besseren Welteinsicht verhilft.

*

Da wir von bekannten Namen sprechen. Ich gebe zu, Ruri Matsumoto (*1981) bisher nicht gekannt zu haben. Umso dankbarer bin ich, dass ich sie heute treffen und ihr jetzt einige Worte widmen darf, was zwar eine Herausforderung aber eine *schöne* Herausforderung ist.

Malerei als Akt des Überlagerns oder besser Überschreibens von Malerei, das erkenne ich in den streng formalen, nur selten sich eine Ungenauigkeit und damit ein erkennbares Zeichen händischen Entstehens erlaubenden Bildern. Wieder und wieder werden Flächen freigelegt und andere verdeckt und wird dann mit zumeist lichten, manchmal intransparenten, in jedem Falle charmant wirkenden Farben eine weitere Schicht aufgetragen. Rechtecke jeglicher Art, Vielecke, Rhomben erscheinen auf dem einst umfänglich weißen, doch nun schon von farbigen Inseln und Feldern bestellten Leinwandgeviert.

„Dynamisch abstrakt“ seien diese Bilder, meint eine Düsseldorfer Kollegin. Ich hingegen gelange seltsamerweise zu dem Eindruck, sie verbreiteten eine große Ruhe, weil durch die Vielzahl der Ebenen und Schichten, durch die teils ausfüllend feldflächigen, teils nur segmentierten Überlagerungen der Hektik des einzelnen Erscheinens die Ruhe des gelassenen Widerkehrens von Farbe entgegengesetzt wird. Wie wenn erst ein einzelnes Licht im Dunkeln aufblickt und sich dann nach und nach viele weitere blinkenden Lichter hinzugesellen, bis es ein einziges großes helles Leuchten ist.

Das ist gut anzusehen, weil Ruri Matsumoto der weit verbreiteten romantischen Manier der Malerei des 19., 20. und 21. Jahrhunderts eine fröhlich-unromantische Manier anheimstellt, die, und das sei hier betont, dem Bekannten nicht negierend, sondern tatsächlich affirmierend begegnet!

*

Und endlich: Sascha Berretz (*1973), einem Maler mit eben genannter „romantischer Manier“. Romantisch nicht nur wegen des Impetus, in dem die Malerei als Medium der Transformation von Dingen, Raum und Zeit vorgetragen wird. Romantisch auch, weil diese Malerei eben viel mehr ist als die das Abbild einer Wirklichkeit oder das Surrogat für Wirklichkeit. Sascha Berretz verwebt mehr und mehr die Ebenen dessen, was ist, mit denkbaren aber deshalb nicht zwangsläufig realen Möglichkeiten, also mit dem, was sein kann/könnte. Seine Bilder, zumal wenn ihnen wie den neuesten auch noch ein Farbexperiment zuwächst, diese Bilder werden zu komplexen Darstellungen von Existenz. Häuser – wie so oft in den vergangenen Jahren zitiert Sascha Berretz Ikonen der Architektur etwa von Eames und Mies – Häuser und Fassaden, Konstruktionen und Vegetationen verweben sich, verwachsen miteinander, kaum dass unser Auge sie noch voneinander trennen kann. Dieses Ineinandergreifen der Dinge und Formen ist auch ein Ineinandergreifen von Existenzräumen – denn normalerweise verdrängt ein Haus die Natur, verdeckt eine Fassade die Konstruktion oder umschließt einen Raum – schließt diesen ab. In den Bildern von Sascha Berretz indes durchsetzt sich alles, eint sich.

Auf diese Art widerspiegelt sich in diesen Arbeiten ein Grundsatz des Lebens: Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen.

Und auf noch ein Phänomen dieser Malerei mit „romantischer Manier“ will ich Sie aufmerksam machen. Es ist Ihnen vielleicht schon aufgefallen. Berretz' Bilder umfassen ihren Betrachter regelrecht. Denn es gibt auf ihnen kein Außen und kein Innen, gibt keine Schauseite und auch keine Distanz. Nur ein Mitten-drin ist da und umgibt auch uns, wenn wir uns einließen und länger vor diesen Bildern verweilten.

Ein letztes. Die Zeichnungen sind tatsächlich gezeichnet. Den Formen folgte der Künstler solange mit dem Stift, bis die Linie sich durch das Material (Seiten der FAZ) hindurchgesetzt hat. Auch dies stellt letztlich eine Durchdringung dar, im wortwörtlichen Sinne. Womit wir wieder beim Anfang sind und dem Chorus: Es ist, was es ist. – In diesem Falle: Drei Mal gute Malerei!

© Text: Stefan Skowron, Aachen, im November 2015

¹ Vgl.: Gabriele Lohberg, Fritz Winter. Leben und Werk, mit einem Werkverzeichnis der Gemälde und einem Anhang der sonstigen Techniken, F. Bruckmann KG München, S. 94.

² Zitiert nach: ebd., S. 66.